

III. Kapitel.

FLORENZ BEI ANKUNFT SAVONAROLAS (1482).

Savonarola betrat, als er 1482 im Auftrage seiner Oberen das erstemal nach Florenz kam, eine für ihn neue Welt. Was er seit seiner Kindheit von der Stadt Dantes vernommen, das mußte seine Erwartung aufs höchste spannen; und sie trog nicht. Schon ihre Lage entzückte das Auge des Fremdlings. Hineingebettet in eine lachende, von Blüten und Blumen duftende Ebene, die an das biblische Land gemahnte, das von Milch und Honig floß; überragt von sanft geschwungenen, mit malerischen Flecken, Burgen und Landhäusern bekrönten Höhenzügen; vom Arno durchflossen und in zwei, durch eine Reihe zierlicher Brücken mit einander verbundenen Hälften zerschnitten, erschien die Stadt als das bevorzugte Schoßkind der Mutter Natur, die das Füllhorn ihrer Gaben und Reize verschwenderisch über sie ausgegossen hatte. Und doch nahm die Pracht der Kirchen, der Paläste und öffentlichen wie bürgerlichen Gebäude, alles, was die Kunst hier seit langem in ihren höchsten Leistungen geschaffen, den Wettbewerb mit den reichen Naturgaben auf. An herrlichen Bauten und Sehenswürdigkeiten aller Art fehlte es in anderen italienischen Hauptstädten gewiß auch nicht. Doch dienten sie schließlich nur den Bedürfnissen einzelner Großen, hier dem Papste mit seiner Kurie, dort dem Fürsten samt seinem Hofstaate, in der Lagunenstadt den das Meer beherrschenden Vornehmen, während die Masse des Volkes überall schon in der Ärmlichkeit der Behausung die gedrückte Lage verriet, zu der sie verurteilt war. Florenz dagegen, Toskanas stolze Gebieterin, erkannte keinen Herrn über sich. Hier war das Volk selbst Herr, und die ganze Stadt Residenz. Alle Künste hatten sich hier zum schönen Bunde vereinigt, um die Stadt zum Kleinode Italiens auszuschmücken. Hier hatte Brunellesco über dem Dome die kühne Kuppel gewölbt, das architektonische Wunderwerk Italiens. Hier hatten Leonbattista Alberti, Michelozzo und Benedetto da Maiano ihren Mit-

bürgern, den Medici, Strozzi, Rucellai ihre schlicht vornehmen Paläste errichtet. Für die Taufkirche Johannes des Täufers hatte Ghiberti die berühmten Türen gegossen, die von Michelangelo für würdig erachtet wurden, die Pforten des Paradieses zu bilden. Donatello hatte den Dom mit seinen vier Evangelisten, S. Lorenz mit seiner in der Kunstgeschichte unsterblichen Kanzel ausgestattet, Luca della Robbia Kirchen, Spitäler und Bürgerhäuser mit seinen entzückenden Blumengewinden und Engelsköpfen aus Ton geziert. In S. Marco hatte Fra Angelico, der fromme Beter, die himmlischen Gesichter, die er in seliger Betrachtung geschaut, an die Wände gehaucht. Die Brancaccikapelle im Carmine, die Kirchen St. Maria Novella und Heilig-Kreuz, von Künstlern wie Filippino Lippi, Ghirlandajo und Giotto mit Fresken geschmückt, glichen eher erlauchten Kunstsammlungen denn Gotteshäusern. Und selbst wenn sich andere Städte anderer Kunstwerke rühmten, so barg Florenz in der Bibliothek von S. Marco ein Juwel, das nirgends mehr seinesgleichen hatte, eine öffentliche Bücherei von unermeßlichem Wert. Was diese Bücherei für Florenz, das war Florenz für Italien, ja für die Welt, der Herd und Sammelpunkt der neuerweckten humanistischen Studien¹. Florenz war die Heimat der großen Männer, die ein neues Zeitalter anbahnten; Dante und Petrarca waren das strahlende Doppelgestirn, das über der Arnostadt leuchtete. Was Homer den Griechen, das war Dante den Florentinern: Gegenstand feuriger Verehrung, unerläßlicher Bestandteil aller höheren Bildung, im Dome auf Staatskosten von den gefeiertsten Gelehrten öffentlich erklärt. Der reiche Same, den Petrarca mit seiner hinreißenden Begeisterung für die klassische Welt ausgestreut hatte, war überall in Italien auf fruchtbaren Boden gefallen; aber so kräftige Wurzeln hatte er nirgends geschlagen wie in Florenz. Adelige und einfache Bürger, Staatsmänner und Handwerker, Laien und Mönche gaben sich mit wett-eifernder Liebe den neuen Studien hin. Wie durch verschlagene Staatskunst, so waren die florentinischen Kanzler, Männer wie Coluccio Salutato, Leonhard Bruni, Carl Marsuppini, Poggio Bracciolini durch den Prunk des lateinischen Stiles ihrer amtlichen Schreiben berühmt. In Vespasian da Bisticci besaß die Stadt den „König der Buchhändler für Italien und die anderen Völker“, der über eine so ausgebreitete Kenntnis der lateinischen, griechischen und selbst hebräischen Literatur verfügte, daß er von Päpsten,

Königen und Gelehrten aus allen Ländern um seine Vermittlung angegangen wurde, wenn es galt, wertvolle Bücher und Handschriften anzuschaffen. Im Augustinerkloster Heilig-Geist bildete Ludwig Marsigli, der Freund Petrarcas und Boccaccios, den gefeierten Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises humanistisch gerichteter Männer, die sich unter seiner geistigen Leitung bald in seinem Kloster, bald in dem „Paradies“ genannten Landhause der reichen Alberti zu zwanglosen Unterredungen² über die brennendsten Fragen der Philosophie und Theologie³ ebenso wie der klassischen Literatur versammelten (um 1389). Ebenso scharten sich später im Kamaldulenser Kloster Maria von den Engeln vor den Mauern der Stadt um den Ordensgeneral Ambros Traversari die Spitzen der humanistischen Gelehrsamkeit, unter denen des Hausherrn vertrautester Freund Niccolo Niccoli, der opferwillige Bücherschwärmer, den hervorragenden Platz einnahm. Florenz war die erste italienische Stadt, die nach vielen Jahrhunderten die Sprache Homers auf abendländischem Boden wieder zu Ehren brachte, indem sie den Rhetor und Philosophen Manuel Chrysoloras zum Lehrer der griechischen Sprache und Literatur bestellte. Hier verkörperte sich die schon von Petrarca neu entzündete Begeisterung für die platonische Philosophie in der platonischen Akademie, die in Marsilius Ficinus ihren begeisterten Propheten verehrte. Wie Florenz der wichtigste Absatz- und Sammelplatz der kostbarsten humanistischen Handschriften und Bücher war, so liefen hier auch die literarischen Fäden aller Länder zusammen. Musensitze waren auch andere italienische Städte; der Musensitz war doch nur Florenz.

Wie die gebildetste und fortgeschrittenste, so war Florenz die gewerbsamste und reichste Stadt Italiens⁴. Seit Jahrhunderten betrieb sie einen äußerst schwunghaften Ausfuhrhandel mit Woll- und Seidenwaren, mit Schmucksachen in Edelmetallen sowie mit Waffen, dem eine nicht weniger lebhaft e Einfuhr von Pelzen, italienischer und auswärtiger Wolle und rohen Tuchen entsprach. Dieser Handel umspannte nicht bloß die westlichen und nördlichen Länder des Mittelmeeres, Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Flandern und besonders England und Schottland, wo zahlreiche Mönchs- und Nonnenklöster schon seit dem 13. Jahrhundert für florentinische Handelshäuser arbeiteten⁵. Er erstreckte sich bis nach Tunis, Marokko und Timbuktu im Innern Afrikas,

im Osten nach Athen, Korinth und Saloniki, nach Kreta, Zypern und Rhodus, nach Alexandria, Kairo und Damiette, ganz besonders nach Konstantinopel. Von hier drangen die florentinischen Kaufleute weiter und weiter vor nach Persien und Armenien, nach den Gestaden des Schwarzen und Asowschen Meeres und von da sogar bis nach China. Pegolotti, der Verfasser der ersten bedeutenden Handelschrift, der 1340 verfaßten, ein Jahrhundert später von Johann von Uzzano fortgesetzten „Pratica della mercatura“, wies seine florentinischen Landsleute auf das große chinesische Handelsgebiet hin. Mit dem florentinischen Kaufmann stürmte der Glaubensbote voran, keiner Beschwerden und Gefahren achtend; der Florentiner Marignolli wirkte 1342—1346 als Missionär in Peking⁶. Da der florentinische Handel so weitentlegene Länder umspannte, also auf den Schiffsverkehr durchaus angewiesen war, so war das Bestreben der Stadt, einen Seehafen an der tyrrhenischen Küste an sich zu reißen, sehr begreiflich. Freilich währte es ihrer Ungeduld allzu lange, bis dies heiß ersehnte Ziel endlich erreicht war, denn erst 1406 fiel das unglückliche Pisa, 1421 Livorno in ihre Hände. So beherrschte der florentinische Handel die Welt. So weit aber ihr Handel reichte, so weit erstreckte sich auch der Kultureinfluß der Arnostadt, die man mit Fug als das Herz der abendländischen Kultur bezeichnen durfte. Hand in Hand mit dem florentinischen Handel nahm das florentinische Bankwesen den großartigsten Aufschwung. Die Florentiner waren die Bankherren der Fürsten und Könige und besonders auch der Päpste und verstanden es, geschäftsgewandt und von zarten Bedenken keineswegs angekränkt, ungeheure Gewinne einzuheimsen, denen freilich zuweilen auch furchtbare Verluste gegenüberstanden⁷. Zu den bekanntesten und reichsten florentinischen Bankhäusern zählten die Acciaiuoli, Bardi, Peruzzi, Spini, Francesi, Alberti, Strozzi und Pazzi; doch sahen sie sich schließlich alle von den Medici weit überholt. Die Medici verdankten ihr gewaltiges Vermögen ganz besonders ihren Verbindungen mit dem Heiligen Stuhle. Johann Medici, der Bankier Johann XXIII., hatte auf dem Konstanzer Konzil (1414—1418) glänzende Geschäfte gemacht. Als er 1429 starb, hinterließ er seinen beiden Söhnen Cosimo und Lorenzo das bei dem damaligen Geldwerte riesige Handelsvermögen von 1½ Millionen Mark, das sich in den nächsten Jahrzehnten unter der ebenso klugen wie glücklichen Geschäftsführung Co-

simos noch erheblich vermehrte. Wieder waren es die Beziehungen zum Heiligen Stuhle, die reichsten Gewinn abwarfen. Die Päpste bedienten sich der Medici als ihrer Bankhalter, deren Zweiggeschäfte überall Einlagen auf Rechnung des Heiligen Stuhles entgegennahmen, was natürlich dem Ansehen der Medici in den Ländern der Christenheit außerordentlich zustatten kam. Aber auch mit anderen Höfen standen die Medici in engster Verbindung. Sie besaßen eine Niederlassung in London, sie hatten Häuser in Antwerpen und Brügge. Ganz besonders lebhaft Beziehungen unterhielten sie mittels ihrer Bank zu Lyon mit Frankreich. Ludwig XI. war ihnen so sehr gewogen, daß er ihnen gestattete, das Zeichen ihres Hauses, die Kugeln (palle), mit dem Lilienwappen der französischen Könige zu verbinden⁸. So stellten die Medici das im kleinen dar, was die florentinischen Wechsler und Händler im großen bedeuteten. Um Geld und Geschäfte und Handel drehte sich wie für die Florentiner im allgemeinen, so für die Medici im besonderen alles. Das Geldgeschäft der Medici umfaßte die ganze damals bekannte Welt. Auf fast allen bedeutenden Handelsplätzen zogen sie Wechsel, überallhin pflogen sie regen Verkehr⁹.

Im reichen Florenz die reichsten Bürger geworden, forderten die Medici in der seit Jahrhunderten von den wildesten Parteifehden zerrissenen Stadt den Argwohn der herrschenden Geschlechter heraus, an deren Spitze die mächtige Familie Albizzi stand. Ursprünglich eine der Reichsgewalt unterworfenen Stadt, hatte Florenz das kaiserliche Joch abgeworfen und sich der weltlichen Partei angeschlossen. Wie die kaiserliche, so ward die Macht des Adels gebrochen. Hatte sich das Volk bisher in die zwei großen Klassen der ritterlichen Großen und der bürgerlichen Gewerbsleute, in Grandi und Popolani, geteilt, so offenbarte sich der kaufmännisch-gewerbliche Zug der Bevölkerung mit den sogenannten „Ordnungen der Gerechtigkeit“, „Ordinamenta Justitiae“¹⁰ vom 18. Januar 1293 aufs deutlichste in der scharfen Scheidung zwischen Groß- und Kleinbürgern, popolo grasso und popolo minuto, größeren und kleineren Zünften, arti maggiori und minori. Wie die Großbürger und Großzünfte die Vorteile des Großbetriebes, so verkörperten die Kleinbürger und Kleinzünfte die Forderungen des Kleingewerbes; und da beide nur allzu oft weit auseinandergingen, so waren unaufhörliche Zwistigkeiten unvermeidlich. Im Aufstande der Ciompi,

Wollschläger, kam es 1378 zur zeitweiligen Bezwingung der großen Zünfte durch die kleinen, die sich rühmten, das „heilige Volk“, das „Volk Gottes“ zu sein. Schon bei diesem Aufstande hatten die Medici ihre Hand im Spiele gehabt. Obschon selbst den Großzünften angehörig, hatten sie, von der Feindschaft ihrer Nebenbuhler bedroht, zu den Kleinbürgern gehalten und so bei der großen Volksmenge eine Beliebtheit erworben, die es den Großen, die die Gewalt nach dem schließlichen Mißlingen des Aufstandes doch wieder an sich gebracht hatten, um so weniger angezeigt erscheinen ließ, wider die Medici vorzugehen, je vorsichtiger sich diese im Hintergrunde versteckten, sorgsam auf Bereicherung ihres Hauses bedacht und unablässig bestrebt, im niederen Volke die Überzeugung von ihrer aufrichtigen Freundschaft zu ihm zu nähren. Nach dem Tode seines Vaters Johann, 1429, an die Spitze seines Hauses getreten, verwandte Cosimo Medici die fürstlichen Geldmittel, über die er verfügte, in schlau berechneter Weise dazu, zahllose kleinere Leute durch Geldgeschenke und Darlehen an sich zu fesseln und hierdurch seinen Einfluß bei den Ämterwahlen in bedrohlichem Maße zu steigern, weshalb es die Albizzi durchsetzten, daß er durch Volksbeschluß samt seinem Bruder Lorenz in die Verbannung geschickt ward (1433). Aber die Albizzi vermochten es nicht zu verhindern, daß er schon im folgenden Jahre zurückberufen wurde. Wie ein Triumphator kehrte er 1434 heim. Nun hatte er für immer gewonnenes Spiel. Niemals zuvor hatte ein florentinischer Bürger eine solche Gewalt in Händen, wie sie ihm zu Gebote stand. Zwar war er viel zu klug, die vom Volk eifersüchtig gehüteten demokratischen Regierungsformen anzutasten. Er warf sich nicht offen zum Tyrannen auf und ließ scheinbar alles beim alten. Er liebte es, nach wie vor den schlichten Bürger zu spielen und sich in Benehmen und Kleidung nach der allgemeinen Gepflogenheit zu richten. Tatsächlich ruhte jedoch die gesamte Regierungsgewalt bei ihm, und mit Argusaugen wachte er darüber, daß sie ihm nicht mehr entglitt. Er trat nicht selbst in den Vordergrund, aber er regierte durch seine Vertrauten und Anhänger. Vorzüglich verstand er es, das Volk in der Vorstellung zu wiegen, als herrsche es immer noch unbeschränkt selbst; überdies war die großzügige Art, mit der er von seinen reichen Geldmitteln Gebrauch machte, ganz geeignet, ihm die weitesten Sympathien zu sichern. Er ließ Geld unter die

Leute kommen, indem er zahlreiche Bauten aufführte. Er errichtete nicht bloß für sich und die Seinen einen nicht allzu großartigen Palast in Florenz und prächtige Landhäuser in Careggi, Fiesole und anderen Orten der Umgebung, sondern stiftete auch in verschiedenen Kirchen herrliche Altäre und Kapellen. Die Basilika S. Lorenz erbaute er von Grund aus, ebenso das Kloster des heiligen Hieronymus samt Kirche in Fiesole und ein Minoritenkloster im Mugello. Mit fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er Gelehrte und Künstler, und er sparte keine Auslagen, wenn es galt, kostbare Handschriften und Bücher, wertvolle Kunstwerke und Altertümer an sich zu bringen¹¹. Seiner Opferwilligkeit war es zu danken, daß sich Niccolo Niccolis schöner Gedanke verwirklichte, in Florenz eine öffentliche Bücherei einzurichten. Er durfte das Verdienst beanspruchen, daß ausgezeichnete Gelehrte, wie Chrysoloras, Argyropulos und andere, mit Lehrstühlen bedacht werden konnten, daß die platonische Akademie zustande kam und Marsilius Ficinus, von äußeren Sorgen unberührt, seinen platonischen Studien zu leben vermochte. Für ewige Zeiten verknüpfte sich mit dem Namen Cosimo Medici der unverwelkliche Ruhm eines großherzigen Mäzenatentums, und so war es kein Wunder, daß ihm, als er 1464 starb, durch Volksbeschluß der Ehrentitel eines „Pater Patriae“ zuerkannt ward.

Gleichwohl darf sich das vom strahlenden Licht, das die medicische Zeit verklärt, entzückte Auge nicht blenden lassen und die düsteren Schatten nicht übersehen, die ihr ewig anhaften werden. Mit erbarmungsloser Härte wütete Cosimo nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wider seine politischen Gegner. Zwar war er sparsam im Blutvergießen, aber er wandte Mittel an, die alle ihm mißliebigen Personen nicht weniger sicher zugrunde richteten. Achtzig angesehene Bürger mußten ihre Vaterstadt für immer verlassen¹². Selbst das Kind im Mutterschoße und in der Wiege ward nicht verschont, sogar eine verrückte Frau ward vom Ausweisungsbefehle betroffen¹³. Verdächtige Reden, von bezahlten Spähern hinterbracht und entstellt, genügten, ihren Urhebern die Verbannung zuzuziehen. Die ungerechteste unter allen von Cosimo verhängten Verbannungen war die Palla Strozzi, eines ob seiner reichen Verdienste um das Vaterland wie um die Pflege der Wissenschaften allgemein hochverehrten zweiundsiebzigjährigen Greises, der zunächst auf zehn Jahre nach Padua

verwiesen wurde, aber auch nach Ablauf dieser Zeit nicht zurückkehren durfte, so daß er, zweiundneunzigjährig, in der Fremde starb¹⁴. Viele wurden als Empörer erklärt, ihre Häuser und Besitzungen um geringes Geld an die Freunde der neuen Regierung verschleudert. Mit Vaterunsern, pflegte Cosimo zu sagen, könne man den Staat nicht regieren; besser sei eine verwüstete als eine verlorene Stadt¹⁵. Selbst diejenigen, die er nicht gerade in die Verbannung jagte, aber doch seiner Macht für gefährlich hielt, mußten die harten Folgen seines nimmer ruhenden Argwohns aufs empfindlichste spüren. Er bediente sich der Steuerstaffelung als furchtbarer Waffe wider seine wirklichen oder vermeintlichen Feinde; während seine Anhänger nur leicht herangezogen wurden, wurden die ihm irgend Verdächtigen durch unerschwingliche Auflagen planmäßig zugrunde gerichtet. Während der ersten zwanzig Jahre seiner Herrschaft bezahlten siebenundsiebzig Häuser nicht weniger als 4 875 000 Gulden an außerordentlichen, willkürlich auferlegten Steuern¹⁶. Einer der angesehensten, aber keineswegs reichsten Bürger, Gianozzo Manetti, der zu den ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftstellern seiner Vaterstadt zählte, ein liebevoller, durchaus unbescholtener Mann, der nie die Unwahrheit sprach und die wichtigsten Gesandtschaften und Staatsämter bekleidet hatte, mußte nach und nach 135 000 Goldgulden bezahlen, da man ihm das, was er nach der Schätzung zu entrichten gehabt hätte, hundertsechsendsechzigmal als Steuer auferlegte, so daß er sich schließlich, um dem vollständigen Zusammenbruche zu entkommen, an die römische Kurie flüchtete¹⁷. Ähnlich ging es nicht wenigen anderen. Wer mit den Abgaben im Rückstande blieb, ward ins Gefängnis, in die Stinche, geworfen oder in die Verbannung getrieben. Zweimal im Jahre zogen die Steuerboten umher, räumten die Häuser aus, nahmen die Ernten weg und zehrten die Lebensmittel auf¹⁸. So erhielt Cosimo seine Herrschaft und Macht, zog aber sich und seinem Hause den abgrundtiefen Haß vieler Bürger zu, die innerhalb wie außerhalb des Vaterlandes nur auf die Stunde der Vergeltung und blutigen Rache harreten. Cosimo mochte die schönsten Altäre und Kirchen stiften; sie troffen von Flüchen und Tränen. Mit fremdem Geld konnte er leicht Klöster und Kirchen bauen. In einer Nacht ward ihm die Haustüre mit Blut bemalt. Er ahnte es selbst, daß die Herrschaft seines Hauses nicht lange dauern werde. Er kenne die Gesinnung seiner Bürger,

äußerte er, keine fünfzig Jahre würden vergehen, bevor man die Seinen verjagte, aber seine Häuser würden bestehen¹⁹.

Schon sein schwacher Sohn Peter hatte, kaum zur Macht gelangt, mit einer Verschwörung zu kämpfen, die zwar durch die Besonnenheit seines Sohnes Lorenzo glücklich vereitelt, aber infolge der durch sie veranlaßten Verbannung geachteter Bürger zum Anlaß neuen Hasses und erweiterter Feindschaften wurde. Als Peter 1469 starb, hinterließ er zwei Söhne, von welchen der ältere, Lorenzo, 20, der jüngere, Julian, 16 Jahre alt war. Glänzend begabt, von den besten Lehrern erzogen, schon mit jungen Jahren zu Gesandtschaften und den wichtigsten Staatsgeschäften verwendet, ein verschlagener Politiker schon als frühreifer Jüngling, wandelte Lorenzo in den Spuren seines Großvaters, dem er an kühler Abwägung der politischen Lage wie an rücksichtsloser Durchführung der zum Vorteile seines Hauses dienlichen Maßregeln gleichkam, an künstlerischer Anlage überlegen war. In der furchtbaren Verschwörung der Pazzi kam der lange verhaltene Haß der Gegner zum sturmartigen Ausbruche²⁰. Der Anschlag war um so gefährlicher, als die Pazzi, den Medici verwandt und befreundet, aber von Lorenzo soeben durch ein ungerechtes Erbgesetz aufs heftigste gereizt, in Hieronymus Riario, dem ländergierigen Neffen Sixtus' IV., einen in der Wahl seiner Mittel ebenso gewissenlosen wie gewaltigen Verbündeten besaßen. Wie den Pazzi, so standen die Medici den Rovere und Riario in der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne im Wege. Über de Leiber Lorenzos und Julians hinweg sollte die Via triumphalis der Verschwörer führen, mit denen Sixtus IV. selbst im stillen Einvernehmen stand. Am Sonntag, den 26. April 1478, kam das ruchlose Verbrechen im Dome zu Florenz zur Ausführung. Das Zeichen, das die heilige Wandlung verkündete, gab den Wink zum tückischen Morde, zwei Geistliche zückten den Mordstahl auf ihre ahnungslosen Opfer. Allein der Anschlag mißlang. Zwar ward Julian erdolcht, Lorenzo jedoch entkam leicht verwundet. Ein entsetzliches Strafgericht brach nun über die unglücklichen Pazzi herein. Die Verschwörung, weit entfernt, die Medici zu stürzen, trug in Wirklichkeit nur zur Stärkung und Mehrung ihrer Herrschaft bei. Wie schon Cosimo, so bediente sich auch Lorenzo der Steuerstaffel, um seine Gegner, soweit sie nicht im Zusammenhange mit der Verschwörung der Pazzi dem Henker verfallen



Lorenzo de Medici inmitten zweier Glieder der Familie Sassetti
Aus einem Fresko Dom. Ghirlandajos in der Kirche St.Trinità zu Florenz

waren, vollends unschädlich zu machen. Glück und Unglück einer jeden angesehenen Familie hing von ihrer Stellung zu Lorenzo und von der Gunst ab, die er ihr erwies. Keine Ehe konnte geschlossen werden, die ihm bedenklich erschien. Hatte schon Cosimo die Staatskasse von seiner eigenen nicht immer strenge geschieden, so nahm Lorenzo um so weniger Anstand, Gemeindegelder für sich zu verwenden, je mehr das Bank- und Handelsgeschäft der Medici unter seiner Leitung zurückging. Der gefährliche Krieg, in den er sich mit Sixtus IV. verwickelt sah, zog ihm nicht bloß den Verlust seiner einträglichen Bankgeschäfte mit dem Heiligen Stuhle, sondern auch eine schwere Erschütterung seiner Geltung in der Handelswelt zu. Zum Unglücke brachen auch noch seine Londoner und Brügger Geschäftshäuser zusammen und verursachten ihm riesige Verluste. Überdies ward die Lyoner Niederlassung durch den Tod Ludwigs XI. aufs schwerste betroffen. Dazu kam, daß seine Vettern Lorenz und Johann, die Enkel Lorenzens, des Bruders Cosimos, deren Vermögen in seinem Geschäfte steckte, anläßlich ihrer Großjährigkeit ihren Anteil zurückforderten und seine Geldkraft erheblich schwächten. So stand Lorenzo wiederholt vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruche, vor dem er sich nur durch wiederholte starke Eingriffe in den Staatssäckel rettete²¹. Sogar den Monte di Doti, die Sparkasse, aus welcher die Mitgift armer Bürgerstöchter bestritten wurde, griff er an und trieb hierdurch so manches Mädchen, das ob seiner Mittellosigkeit nicht zur Versorgung kam, dem Laster in die Arme. Dies zog ihm die übelsten Nachreden und die heftigsten Verwünschungen zu, und auch die scheußliche Plünderung, die er über das aufständische Volterra verhängte (1472), nur weil es sich der Ausbeutung der der Stadt gehörigen Alaunwerke widersetzte²², warf einen dunklen Schatten auf den Glanz seines Namens. Freilich schien dies alles vergessen, als ihm die Sonne des Glückes wieder leuchtete. Es gelang ihm, Sixtus IV. zu versöhnen, der zuletzt wieder große Vorschüsse von ihm nahm. Innozenz VIII., in einen Krieg mit Neapel, den sogenannten Baronenkrieg, verstrickt, sah sich in seinen ständigen Geldverlegenheiten erst recht auf Lorenzo angewiesen, dessen Tochter Magdalena er mit seinem natürlichen Sohne Franceschetto Cybo vermählte, während er dem zweitältesten Sohne Lorenzos, dem kaum vierzehnjährigen

4 Schnitzer, Savonarola

Johann, den Kardinalshut verlieh (1489). So ward Lorenzo der Vater eines Papstes, denn Johann Medici war der spätere Leo X.

Nach Beendigung des Baronenkrieges herrschte die Ruhe der augusteischen Zeit in ganz Italien. Lorenzo war am Ziele seiner kühnsten Träume angelangt. Schon trug er sich mit dem Gedanken, der fürstlichen Stellung, die er bekleidete, zunächst dadurch Ausdruck zu leihen, daß er sich die höchste staatliche Würde, das Amt eines Bannerherrn der Gerechtigkeit, auf Lebenszeit übertragen ließ. Schon nahm er die Befugnis in Anspruch, die oberste Stadtbehörde, die gleich dem Bannerherrn alle zwei Monate wechselnde Signorie, zu ernennen, statt sie, wie es bisher üblich gewesen, der Wahl durch seine Getreuen zu unterstellen. So kam ihm der Titel eines „Magnifico“, den man jedem, der die Stellung eines gewöhnlichen Bürgers überragte, beizulegen pflegte²³, tatsächlich zu. Als Fürst, als ihresgleichen, ward er auch von auswärtigen Herrschern, von Ludwig XI. von Frankreich, von den Sultanen der Türken und von Ägypten, behandelt. Man sah ihn als „die Wage Italiens“ an, deren Zünglein das Gleichgewicht der italienischen Mächte entschied. Zu seiner Zeit stand Florenz auf dem Gipfel des Reichtumes, des Glanzes und Ruhmes. Es zählte damals 18 400 Häuser mit 128 000 Einwohnern; die jährlichen Einkünfte wurden auf 350 000 Dukaten geschätzt²⁴. Mit erfinderischem Geiste sorgte Lorenzo unaufhörlich für rauschende Festlichkeiten, Belustigungen und Vergnügen aller Art²⁵, um das Volk zu zerstreuen und über den Verlust der Freiheit hinwegzutäuschen, auf die es zu allen Zeiten so stolz war. Mit besonderem Prunke stattete er die Faschingsumzüge aus, für die er, ein um die toskanische Volkssprache hochverdienter Meister der Dichtkunst, eigene Faschingslieder dichtete und Maskenzüge, mythologisch-allegorische Gruppenbilder (trionfi), sowie zahllose Wagen (carri) mit gewerklichen und sonstigen Schaustellungen veranstaltete, die oft bis tief in die Nacht hinein andauerten und die Straßen mit Schaulustigen füllten²⁶. Einsichtige ließen sich von all dem gleißenden Flitter gleichwohl nicht blenden. Sie wußten, daß diese Herrlichkeiten schließlich doch nur auf Unkosten der Bürgerschaft gingen und lediglich auf Einschläferung des öffentlichen Gewissens berechnet waren. So laut der Jubel des Pöbels auf den Straßen toben mochte, zwischen vier Wänden dachte man anders. Man hatte den Medici die rücksichtslosen Verfolgungen durchaus

noch nicht vergessen, mit denen sie sich ihrer Gegner entledigt, das unsägliche Elend, das sie über so viele edle Häuser gebracht hatten, und man sehnte den Tag der Rache und der Vergeltung herbei. Man sprach von dem schmachvollen Tyrannenjoch, das sie ihren Mitbürgern auferlegt hatten, und man spähte sehnsüchtig nach einem Befreier aus. Je weniger man seinen Haß nach außen hin merken ließ, desto sorgsamer schürte man ihn insgeheim. Zu den zahlreichen Hassern zählte Peter Parenti als naher Verwandter der von den Medici aufs härteste mißhandelten Familie Strozzi. Es war kein Zufall, daß er seine Aufzeichnungen mit dem Berichte der Ermordung des mailändischen Herzogs Galeazzo Maria (26. Dezember 1476) begann²⁷, die Alamanno Rinuccini in seinen „Erinnerungen“ als eine edle, mannhafte und lobwürdige Tat pries und als nachahmungswertes Muster für jedermann hinstellte, der unter einem Tyrannen lebe²⁸; um der Charakterlosigkeit der Menschen und ihrer Angewöhnung an das Sklavenjoch willen habe aber jenes Beispiel damals leider keine Nachahmung gefunden²⁹. Alamanno Rinuccini (1419—1499) war nun aber ein Mann, der sich unter Poggio und Argyropulos eine gründliche humanistische Bildung angeeignet hatte und durchaus imstande war, Lorenzos kulturelle Verdienste zu würdigen³⁰. Er stand den Medici überdies nahe³¹ und gehörte jedenfalls nicht zu ihren unbedingten Gegnern, obschon er sich von ihnen zurückgesetzt fühlte. In seinem Zwiegespräche über „Die Freiheit“ beklagte er abermals das Mißlingen der Verschwörung der Pazzi, welche er der eines Brutus und Cassius als gleichwertig an die Seite reihte³², und noch gegen Ende seines Lebens fühlte er sich, trotz aller Anerkennung, die er der geistigen Begabung und Klugheit Lorenzos zollte, angesichts „der vielen Lügen und falschen Lobsprüche speichelleckerischer und bestochener Schriftsteller“ gedrängt, aus Liebe zur Wahrheit auf den schweren Schaden hinzuweisen, den er dem Staate zugefügt habe. So habe er sich das Staatsvermögen angeeignet und die benachbarten kleinen Gewalthaber und Tyrannen aus Staatsmitteln in seinen Sold genommen. Zu dem einen Zwecke allein, um seinen Sohn noch im Knabenalter zum Kardinal zu erheben, habe er aus staatlichen Geldern mehr als 200 000 Gulden zur Bestechung des Papstes und der Kardinäle aufgewendet. Es lasse sich auch nicht verhehlen, daß er es wie einst Julius Cäsar darauf abgesehen hatte, die gesamte Macht

an sich zu reißen und sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen. Kurz, er sei lange Jahre hindurch der verderblichste und grausamste Tyrann gewesen³³. Männer wie Parenti³⁴, Cambi³⁵ und Guicciardini³⁶ urteilten zwar weniger hart als Rinuccini, stimmten aber der Hauptsache nach mit ihm überein und beschuldigten wie die Medici im allgemeinen so Lorenzo im besonderen unverhohlen der Tyrannei³⁷.

Wie in politischer, so warf das strahlende Licht der mediceischen Zeit auch in religiös-sittlicher Hinsicht düstere Schatten. Seit den Tagen, da der junge Buondelmonte dem Mordstahle der Uberti erlag, war Florenz, von blutigen Parteihändeln zerrissen, die Stadt unversöhnlichen, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Hasses und wilder, unbezähmbarer Zwietracht. Die heißen Kämpfe, die mit dem Siege der Medici endeten, hatten nur scheinbare Ruhe gebracht und den alten Groll nicht behoben, sondern bestärkt und vertieft. Je härter die Mittel waren, mit welchen Cosimo und Lorenzo ihre Herrschaft erzwangen und festigten, desto bedrohlicher glomm das Feuer tödlicher Feindschaft unter der Asche, des leisesten Windes gewärtig, um zur alles versengenden Brunst aufzulodern. Die Stadt der Wechsler und Geldverleiher, der Krämer und Händler im großen und kleinen, war Florenz auch die verschriene Stadt unersättlicher Habsucht und schamlosen Wuchers. Geiz, Neid und Hochmut brandmarkte schon Dante als die Hauptlaster seiner Vaterstadt, und er verging fast vor Scham darüber, in der Hölle fünf Diebe aus Florenz angetroffen zu haben³⁸. Namentlich war der Wucher in der Arnostadt von alters her aufs stärkste entwickelt³⁹. Wohl verbot die Kirche das Zinsnehmen;⁴⁰ aber nicht einmal Geistliche und Ordensleute, geschweige denn Laien kümmerten sich um ihre Vorschriften. Schon im 11. bis 13. Jahrhundert betrug der übliche Zinsfuß meist 25%, belief sich mitunter aber auch auf 30, 45, 50, ja in einem Falle auf 66 2/3%; bis in späte Zeiten blieb die Höhe des Zinsfußes in Florenz eine ganz außerordentliche⁴⁰. Vergeblich ward 1420 untersagt, mehr als 20% zu fordern. Vergeblich ließ man 1430 die Juden zu, in der Hoffnung, sie auf einen Zinsenbezug von 20% beschränken und so einen Druck auf die christlichen Geldverleiher ausüben zu können, denn nun sogen Christen und Juden vereint ihren Opfern das Blut aus⁴¹. Freilich drohte die Kirche den Wucherern mit Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses, es sei denn, sie hätten

überhaupt
d. 10. J. h.
10. J. h.
und von wo?

das unrechtmäßig erworbene Gut reumütig zurückerstattet. Allein die Geschäftsleute wußten nur zu gut, daß sie auf die verständnisvolle Nachsicht ihrer Beichtväter rechnen durften. War doch die Geistlichkeit selbst vom Laster des Wuchers in dem Grade angefressen, daß schon 1309 eine Verordnung gegen die Kleriker erlassen werden mußte, die „unverbesserlich und verdammenswert jede Art von Wucher zum Schaden ihrer Seele betreiben“⁴². An einer milden Beurteilung aller Arten von Wuchergeschäften somit von Haus aus lebhaft beteiligt, waren Welt- wie Ordensgeistliche zu einer schonenden Behandlung der Wuchersünden desto mehr bereit, je größere Vorteile ihnen eben hieraus wieder erwuchsen. Denn da sich die Schuldigen im Angesichte des Todes, um der drohenden Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses zu entrinnen, zwar zum Schadenersatz herbeiließen, aber meist nicht mehr imstande waren, die Geschädigten namhaft oder ausfindig zu machen, so beschränkten die Beichtväter den Ausweg, reuigen Wucherern lediglich die Pflicht aufzuerlegen, letztwillig eine Bauschsumme zur Rückerstattung des Wuchergewinnes auszuwerfen, die „Incerta“, die, falls begründete Ansprüche von seiten der Benachteiligten nicht erhoben wurden, für kirchliche Zwecke, besonders zur Erbauung und Ausschmückung von Gotteshäusern und Klöstern verwendet wurde⁴³. Während so die ärgsten Blutsauger strafrechtlich wie kirchlich unbehelligt blieben, wurden geringere Vergehen strenge geahndet; so wurde ein Falschmünzer hingerichtet⁴⁴, einem Kaufmanne, der zum Schaden seiner Verwandten Bücher gefälscht hatte, wurde die Hand abgehauen⁴⁵. Auch sonst war zu beobachten, daß die schwersten Verbrechen ungeahndet blieben, wenn sie von einflußreichen Leuten, an welche sich die Behörden nicht heranwagten, verübt wurden, während man mit armen Teufeln wenig Federlesens machte. So wurde zwar ein Mädchen, das ein Kind ermordet und ausgeraubt hatte, hingerichtet, und das gleiche Schicksal einem Wüstlinge bereitet, der ein 12jähriges Mädchen geschändet und umgebracht hatte⁴⁶. Im übrigen blieb aber der Mord nahezu straflos, so daß man sich 1478 zur Auffrischung der alten Strafgesetze mit der Begründung genötigt sah, der Mord werde gegenwärtig häufig begangen, aber nicht mit der nötigen Strenge verfolgt, so daß sich der Mörder ungescheut am hellen Tage sogar unter den Augen der geschädigten Familie bewegen könne⁴⁷. Eine

weitere sehr beklagenswerte Erscheinung war die wie in Italien überhaupt, so in Florenz von alters her eingewurzelte Spielwut, von allen Gutgesinnten nicht bloß ob der mit ihr verbundenen greulichen Flüche und Gotteslästerungen, sondern auch um ihrer für das Familienleben oft so verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen verabscheut⁴⁸. Vergeblich bekämpfte selbst der heilige Antonin die unbezähmbare Spieleidenschaft seiner Gläubigen, sogar gegen Geistliche mußte er einschreiten. Als er einst viele Bürger beim Würfelspiele antraf, warf er die Spieltische entrüstet um⁴⁹. Vergeblich suchte 1473 die Signorie, als sie die seit dem 14. Jahrhundert oft und fruchtlos erlassenen Verschwendungssetze erneuerte, dem Glücksspiele Schranken zu setzen. Jungen Leuten unter 24 Jahren wurden Würfel- und Kartenspiel überhaupt untersagt, gewisse Kartenspiele ganz verboten, die Höhe des Einsatzes beschränkt. Es half alles nichts⁵⁰.

Daß in der Stadt frohen Lebensgenusses, der Boccaccio in seinem „Decamerone“ den Stoff zu seinen schlüpfrigen Erzählungen entlehnte, mit zunehmendem Reichtum und Luxus eine zunehmende Lockerung der geschlechtlichen Sittlichkeit Hand in Hand ging, wird nicht überraschen. Schon im 12. Jahrhundert geschieht in den florentinischen Urkunden unehelicher Kinder außerordentlich häufig Erwähnung. Wenn der Franzose Commynes am Ende des 15. Jahrhunderts über die Unbefangenheit staunte, mit der man damals solche Dinge in Florenz behandelte, so hätte er diese Beobachtung schon im Florenz des 12. Jahrhunderts machen können⁵¹. Noch schlimmer war es, daß das unnatürliche Laster wie überall in Italien, so ganz besonders in Florenz nur allzu verbreitet war. Neapel, Siena und Florenz werden von gleichzeitigen Schriftstellern als die Hauptsitze aller Schwelgerei und unnatürlichen Lüste bezeichnet⁵². Schon Dante stieß in seiner Hölle auf einen ganzen Schwarm sodomitischer Sünder, der sich hauptsächlich aus Geistlichen und Gelehrten zusammensetzte, unter ihnen Brunetto Latini, der berühmte florentinische Philosoph, und Andreas Mozzi, Bischof von Florenz, ob seines päderastischen Lasters nach Vicenza versetzt, wo er 1296 starb⁵³. Hatte diese Verirrung schon zur Zeit Dantes in Florenz einen erschreckenden Umfang erreicht⁵⁴, so waren die Dinge im 15. Jahrhundert nicht besser geworden; mußten doch 1432 eigene Beamte der Nacht (officiali di notte) eingesetzt wer-

den, um der Sodomie zu steuern⁵⁵. Nicht leicht wirft etwas auf die bodenlose sittliche Verkommenheit der florentinischen Gesellschaft jener Tage ein greller Licht als der Umstand, daß es selbst ein so verehrter Mann wie Erzbischof Antonin aus Furcht vor übler Nachrede nicht wagen durfte, Knaben oder Jünglinge unter fünf und zwanzig Jahren in seine Umgebung zu ziehen oder mit Knaben und Frauenspersonen auch nur ohne Zeugen zu sprechen⁵⁶. War doch gerade der Klerus ob seiner sodomitischen Ausschweifung am meisten verschrien, ohne daß selbst ein Antonin hier Wandel zu schaffen vermocht hätte⁵⁷.

Was nun den praktischen Epikureismus, der die florentinischen Großen zum guten Teile beherrschte, in den Augen frommer Kirchenmänner in bedenklichstem Lichte erscheinen ließ, das war die betrübliche Wahrnehmung, daß er seine kräftigste Nahrung aus einer un- und widerchristlichen, materialistischen Weltanschauung sog, die durch den Humanismus mächtig befördert, wenn auch keineswegs durch ihn erst geschaffen wurde. Schon das Ende des 13. Jahrhunderts war der Anfang einer neuen Zeit, schon damals war der alte Kirchenglaube besonders in romanischen Ländern am Sterben⁵⁸. Nicht nur gegen äußere kirchliche Einrichtungen und sittliche Schäden, sondern auch schon unmittelbar gegen die Lehre richteten sich die feindlichen Angriffe. Wenn sogar ein hoher Kirchenfürst wie Kardinal Gaetani, der nachherige Bonifaz VIII., an einer religiösen Disputation über den Wert der drei Religionen, des Christentums, Judentums und Islams teilnahm, und zu den Verfechtern des aufgeklärten Standpunktes gehörte, die sich über alle konfessionellen Vorurteile erhaben fühlten, so läßt sich ermessen, wie weit das Übel schon um sich fraß. Schon damals tauchten so verhängnisvolle Fragen wie die nach der Geschichtlichkeit Jesu, nach der Menschlichkeit oder Göttlichkeit seiner Natur, nach dem Werte der Religion, nach der Wissenschaftlichkeit der Theologie auf. Sogar der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele war schwer erschüttert. Der florentinische Geschichtschreiber Johann Villani erblickte in den furchtbaren Feuersbrünsten, die im Jahre 1100 und 1117 große Verheerungen in Florenz anrichteten, Gottes Strafe für die hier wuchernde Sekte der Epikureer, die sich der Wollust und Genußsucht hingaben und weder an Gott noch Heilige glaubten⁵⁹; und auch Dante stieß unter den zahlreichen Anhängern Epikurs,

welche die Seele gleich dem Leibe dem Tode unterwarfen und dafür in feurigen Särgen schmachteten, auf die Florentiner Farinata degli Uberti und Cavalcante Cavalcanti⁶⁰. Im 15. Jahrhundert griff aber die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele unter der Herrschaft des Humanismus in beängstigender Weise um sich. Niccolo Niccoli hielt sich über die vielen Ungläubigen und Empörer gegen die christliche Religion auf, die über die Unsterblichkeit der Seele hin und her redeten, als ließe sich sie, an der selbst die Heiden nicht zweifelten, bestreiten⁶¹. So glaubte der Arzt Johannes Cavinus nicht an die Auferstehung der Toten und bestritt das Fortleben der Seele nach dem Tode; als ihn der heilige Antonin dafür hängen und verbrennen ließ, hatte er mit dem Widerstande vieler Bürger zu kämpfen⁶². Auch Ludwig Pulci, der am Hofe Lorenzens hochgeschätzte Dichter des „Morgante“, spottete in seinen Sonetten über den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele⁶³, und die Vorliebe, mit der sich Lorenzo selbst in seinen Gesprächen mit vertrauten Freunden über die Unsterblichkeit der Seele erging⁶⁴, verriet, daß die Sache für ihn ihren Stachel hatte und eine offene Frage blieb, die er durch die Kirchenlehre keineswegs schon für erledigt hielt. So große Fortschritte machte die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele und der göttlichen Vorsehung, daß sie nachgerade als sicheres Ergebnis philosophischer Wissenschaft auftrat und Leo X. sich gezwungen sah, auf dem V. Laterankonzile 1513 die durchaus nicht bloß von Petrus Pomponatius vertretene Lehre zu verdammen, man könne sie zwar als theologische Wahrheit beibehalten, wenn sie auch philosophisch mehr als zweifelhaft sei⁶⁵. Stand nun aber nicht einmal mehr der Glaube an die göttliche Vorsehung, an die Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung fest, so war das Dogma in seinen Grundfesten erschüttert, und nicht etwa nur dem Mönchtume, das der Humanistenführer Poggio Bracciolini mit Hohn und Spott übergoß, sowie dem Papsttume, dem Lorenz Valla durch Bestreitung der konstantinischen Schenkung die kirchenpolitische Macht entzog, sondern dem Christentume und der Kirche selbst drohte der Untergang⁶⁶.

Das neue Heidentum bezog nun aber seine Kerntuppen aus dem Lager der Humanisten, deren Dichten und Trachten im Altertume wurzelte⁶⁷. Selbst wenn sie auf Bewahrung des kirchlichen Geistes irgendwelches Gewicht gelegt hätten, so wäre es eine psychologische Unmöglichkeit gewesen, daß sie bei ihrer unablässigen Be-

schäftigung mit heidnischen Schriften heidnischen Gedanken und Grundsätzen allen Zugang in ihre Sinnesart versperrt hätten. Schon die überschwängliche Bewunderung, die sie für das Altertum als solches hegten, machte sie gleichgültig gegen das Christentum⁶⁸, und indem sie als Schriftsteller die Literatur, als Pädagogen die Jugenderziehung, als Ordensobere die Klöster, als Prediger die Kanzeln, als Kirchenfürsten die Menge beherrschten, hatten sie reichliche Gelgenheit, das Christentum selbst mit heidnischem Gifte anzustecken⁶⁹. Das heidnische Wesen, das sie selbst wider Wissen und Willen ausströmten, mußte aber um so verführerischer wirken, je stärker die heidnischen Bestandteile waren, welche das italienische Volksleben in vielen Stücken, besonders im Heiligendienste, noch immer in sich barg⁷⁰. Nach heidnischer Weise beging man die Vorabende der Feste mit üppigen Gelagen und derben Spässen. Man benahm sich in der Kirche wie in einem gewöhnlichen Hause, schlief dort, sang unzüchtige Lieder, führte Schautellungen und Tänze auf. Noch immer rief man bei der Weinernte Bacchus an, noch immer verehrte man Janus⁷¹. Der heidnische Glaube an die eherne Gewalt des Schicksals, an die Astrologie und an Vorzeichen, im italienischen Volke seit den Tagen des Altertums nie ganz erloschen, schoß nunmehr im Zeichen des Humanismus erst recht üppig ins Kraut. Wohl fehlte es nicht an klassisch gebildeten Männern, die ihrem kirchlichen Glauben und frommen Sinne nichts vergaben und sich ernstlich bemühten, christliche Wahrheit und heidnische Schönheit miteinander in Einklang zu bringen. Aber sie blieben vereinzelt und ohne tieferen Einfluß auf ihre Zeitgenossen⁷². Auch die Humanisten selbst griffen die Kirche und ihre Einrichtungen, von denen sie zum guten Teile ja auch selbst lebten, nicht offen an und vermieden den schroffen Bruch mit der kirchlichen Obrigkeit. Um so leichter setzten sie sich über diese stillschweigend hinweg und um so voller ließen sie ihrem Unglauben die Zügel schießen, wenn sie unter sich zu sein glaubten; ja der versteckte Krieg, den sie gegen die christliche Lehre führten, war im Grunde noch viel gefährlicher als der ehrliche, offene Kampf. Zum mindesten gaben sie einer religiösen und sittlichen Gleichgültigkeit Raum, die der Kirche auf die Länge verderblicher werden mußte als die größte Ketzerei.

Die verhängnisvollen Wirkungen der humanistischen Bewegung traten nun naturgemäß da am stärksten zutage, wo diese ihre

kräftigsten Wurzeln geschlagen hatte, in Florenz, und hier wieder in dem Hause, das als das Herz und der Herd aller florentinischen Aufklärung gelten durfte, bei den Medici. Schon ihre lediglich vom eigenen Vorteile beseelte, in ihren Zwecken wie Mitteln vollkommen bedenkenlose, vom Geiste des Evangeliums unberührte Staatskunst, die unübertreffliche Hochschule jener verrufenen Politik, die in Nikolaus Machiavelli ihren berühmtesten Herold fand, war echt heidnisch. Ihr Palast mit seinen unschätzbaren Sammlungen an Büchern, Handschriften, Kunstwerken und Altertümern aller Art war die Hochburg aller auf die Wiederbelebung des altheidnischen Geistes gerichteten Bestrebungen, die unerschöpfliche Rüstkammer, die Gelehrte, Dichter und Künstler mit allen Mitteln zur Pflege klassischer Studien versah. Obschon er die Augen der ganzen Stadt als ihr vornehmster Bürger auf sich gerichtet sah, stürzte sich Lorenzo trotz seiner nicht unglücklichen Ehe mit Clarice Orsini von einer Liebschaft in eine andere⁷³. In seinen Faschingsliedern stimmte er die ausgelassensten und schlüpfrigsten Weisen an und pries in schwermütigen Versen die Vergänglichkeit der schönen Jugendzeit und das Anrecht auf frohen Genuß des heutigen Tages, da es keine Gewißheit des morgigen gebe⁷⁴. Es war sicher kein Zufall, daß in dem von ihm gedichteten Schaustücke „St. Johann und Paul“ die am meisten geglickte, am sorgfältigsten ausgeführte Figur die des Julianus Apostata war, den das Mittelalter schwarz wie den Teufel dargestellt haben würde⁷⁵. Er besang am einen Tage die Liebeshändel des Mars und der Venus und dichtete am nächsten geistliche Lieder (Lauden) zu Ehren der seligsten Jungfrau — der deutlichste Beweis, daß ihm die Wahrheit der christlichen Glaubenslehre nicht mehr am Herzen lag als der Zauber der alten Götterwelt. Sein Freund Ludwig Pulci legte im „Morgante“ dem Riesen Margutte das schamlose Glaubensbekenntnis rohesten Sinnesgenusses in den Mund⁷⁶, was ihn keineswegs hinderte, jeden seiner Gesänge mit einer feierlichen Anrufung Christi oder der Gottesmutter zu beginnen. In seinem Gedichte über die Beicht bereute er seine Sünden und widerrief alle Verse, die nicht im Einklange mit dem Evangelium standen. So wenig wie sein Herr und Meister war Pulci Gottesleugner oder auch nur Ketzer; er teilte die Gleichgültigkeit seiner Umgebung, die sich mit gewohnheitsmäßiger Beobachtung der kirchlichen Übungen sehr wohl ver-

trug⁷⁷. Ähnliches ließ sich von Marsilius Ficinus sagen, von dem man im Zweifel sein konnte, ob er mehr als Jünger Platons oder als Bekenner Christi anzusprechen sei. Er stellte Christus und Sokrates ganz auf dieselbe Stufe⁷⁸ und trat allen Ernstes dafür ein, daß man die platonische Philosophie als heilige in den Kirchen lesen und erklären solle⁷⁹. Wie mit platonischen Aussprüchen warf er mit biblischen Schriftstellern um sich, die er in Briefen auf fast gotteslästerliche Weise zu den plumpsten Schmeicheleien mißbrauchte⁸⁰. Er tat sich etwas zugute darauf, daß er mit Cosimo, seinem besonderen Gönner, kurz vor dessen Tod Platons Abhandlung über „Das höchste Gut“ gelesen habe; hierauf sei der Greis verschieden, um in den vollen Besitz dieses Gutes einzugehen⁸¹. Gewiß sprach es zugunsten der literarischen Bildung Cosimos, daß er die platonische Philosophie so hoch schätzte. Wenn er aber in seinen letzten Stunden zu Platons Gedanken statt zum Kreuze Christi seine Zuflucht nahm, so war dies freilich kein Beweis tief christlicher Gesinnung, sondern viel eher das Anzeichen verborgenen Unglaubens⁸². Angelo Poliziano, „der homerische Jüngling“, Kanonikus am Dome zu Florenz, verfaßte zwar Hymnen auf die Madonna, viel beweglicher jedoch als hier das Lob Mariens besang er in dem Gedichte, in dem er das Turnier Julians, des Bruders Lorenzos, verherrlichte, das Reich der Venus und die Liebschaften der Heroen und Götter⁸³. Sicher ging man zu weit, wenn man ihm vorwarf, er sei Atheist; aber es geschah ihm schwerlich ein Unrecht, wenn man ihm die Äußerung zuschrieb, e i n m a l in seinem Leben habe er die Heilige Schrift gelesen und niemals seine Zeit schlechter verwendet, jedenfalls seien die Oden Pindars den Psalmen Davids bei weitem vorzuziehen⁸⁴. Gewiß ist, daß er 1494 zu Florenz im übelsten Rufe verstarb⁸⁵. Selbst Graf Johann Pico von Mirandola⁸⁶, der mit Ficin und Polizian das florentinische Triumvirat in Sachen der Wissenschaft bildete, geriet trotz aller mystischen Schwärmerei in Streit mit der Kirche. So wenig er die christlichen Lehren bestritt, so sehr lief sein Bestreben, sie überall nachzuweisen, und selbst in der Kabbala die Geheimnisse der Menschwerdung und Dreifaltigkeit zu entdecken, auf einen religiösen Mischmasch hinaus, der die heiligen Schriftsteller in demselben Maße verweltlichte, in dem er die weltlichen zu heiligen meinte. Trugen nun Lorenzo und seine Freunde der kirchlichen Richtung wenigstens nach außen hin immer noch Rechnung, so machte Karl

Marsuppini, der gefeierte Humanist und florentinische Kanzler, aus seinem Unglauben kein Hehl. Er verweigerte den Empfang der Sterbsakramente und schied wie ein Heide aus dem Leben, was nicht hinderte, daß er mit vollem kirchlichen Gepränge bestattet wurde, das selbst der Papst durch Übersendung einer Fahne auszeichnete⁸⁷.

527 Am deutlichsten traten aber die Verheerungen, die der Humanismus anrichtete, im Bereiche der geschlechtlichen Sittlichkeit zutage. Mußte schon das wüste Sinnenleben mancher Humanisten Anstoß erregen, so stempelten sie ihre Schriften durch die schmutzigen Äußerungen und Schilderungen, in denen sie sich gefielen, zu einer Schule des Lasters, und eröffneten der geschlechtlichen Zügellosigkeit Tür und Tor⁸⁸. Florenz, Siena und Neapel, Hauptsitze des Humanismus, waren auch Hauptsitze der Liederlichkeit⁸⁹. In einen wahren Abgrund sittlicher Verworfenheit ließ Anton Beccadelli in seinem um 1425 veröffentlichten, Cosimo Medici gewidmeten „Hermaphrodit“ blicken, einer Schrift, die nicht etwa nur dem Verfasser selbst, sondern auch dem Humanismus als solchem zur Last fiel, da seine berufensten Vertreter, wie Poggio Bracciolini und sogar der „christliche“ Humanist Guarino, ihre Verteidigung übernahmen; Bischof Bartholomäus von Mailand tat dem Dichter sogar sein „unglaubliches Verlangen“ kund, sie zu lesen⁹⁰. Wenn auch die Minoriten nicht säumten, die Gläubigen vor dem schändlichen Buche zu warnen, und es durchsetzten, daß Eugen IV. die Leser mit dem Banne bedrohte, so erreichten sie doch nur das Gegenteil ihrer Absicht, da sie eben hierdurch die weitesten Kreise auf die Schrift erst recht aufmerksam machten. Noch empörender aber als selbst die verführerische Schilderung der niedrigsten Ausschweifungen war die Keckheit, mit der der Verfasser die Päderastie ganz so verherrlichte, als wären solche Dinge die selbstverständlichsten Gegenstände des Witzes und der heiteren Laune. War sich das Mittelalter bei aller noch so leidenschaftlichen Sündigkeit doch immer noch seiner Gegensätzlichkeit wider göttliches und kirchliches Gebot bewußt geblieben, so tat er, als ob es derlei für ihn überhaupt nicht mehr gäbe, und nahm ein förmliches Recht des persönlichen Sichauslebens in Anspruch. Dominikus Benivieni Kanonikus bei St. Lorenz in Florenz, faßte die religiös-sittlichen Verhältnisse unter Lorenzo in der Erklärung zusammen, viele seien damals dem Wahne ergeben gewesen, alles geschehe aus Zufall oder

hänge vom Laufe der Gestirne ab. Viele leugneten ein künftiges Leben und lachten über den Glauben an Christus, sogar Frauen leugneten die Lehre Christi. Männer wie Frauen huldigten heidnischen Bräuchen und Sitten. Aus diesem heidnischen Wesen, so bemerkt Benivieni weiter, entsprang das schlechte Leben der Leute, so daß schließlich nicht einmal mehr die Gesetzkundigen wußten, worin denn eigentlich das christliche Leben bestehe. Man suchte es in kirchlichen Bräuchen und äußeren Werken, die Priester und Mönche priesen und verherrlichten, da sie Vorteil und Ruhm daraus zogen. Die ganze Stadt war wie von Unglauben, so von Wucher, Spiel, Sodomie und anderen Gottlosigkeiten voll⁹¹.

So offenkundig nun auch die sittliche Fäulnis war, die am Marke der vornehmen florentinischen Gesellschaft fraß, so war die Lage doch noch nicht hoffnungslos, obschon freilich Gefahr im Verzuge lag. Noch waren wenigstens die mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung dem kirchlichen Glauben treu geblieben. Die einfachen Handwerker und Ländbewohner, ebenso die weitaus überwiegende Mehrheit der Frauenwelt waren noch immer Träger einer kernhaften Frömmigkeit, und selbst in den ersten Häusern der Stadt fehlte es keineswegs an tiefen Seelen, die nach nährhafter Speise begehrten und einen gründlichen Wandel der verrottenen Verhältnisse ersehnten⁹². Man sah ein, so wie bisher konnte es unmöglich weitergehen. Durch die kirchliche Predigt seit Jahrhunderten in der unerschütterlichen Überzeugung erzogen, daß zwischen sittlichem Verhalten und Natur- wie Weltgeschehen die engste Wechselwirkung obwalte, und daß Gottesfurcht ebenso Gottes Huld in Gestalt irdischen Wohlergehens, wie Gottlosigkeit Gottes Zorn in Form länderverwüstender Kriege, Erdbeben, Hungersnöte und Seuchen nach sich ziehe, vermochte sich das schlichte Volk banger Besorgnis nicht zu erwehren. Es fühlte sich angesichts des allgemeinen Verderbens, das bis in die höchsten Würden der Christenheit hinaufreichte, von einem tiefen Schuldbewußtsein durchdrungen und an die Zeit der Sündflut gemahnt, „da alles Fleisch seinen Weg verkehrt hatte“⁹³. Es ahnte, daß sich etwas Großes, Furchtbares vorbereite, daß unerhörtes Wehe im Anzuge sei. In Wundern, auffälligen Naturereignissen und Unglücksfällen erblickte man uralter Anschauung gemäß die sicheren Anzeichen göttlicher Heimsuchung⁹⁴. Mit Entsetzen vernahm man, wie hier ein Kreuz schwitzte, dort ein Blutregen stattfand, dann wieder die

